

Sonntag, 12. April. Die „Volks-Zeitung“ erscheint täglich zwei Mal — Morgens und Abends — mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Festtagen.
Erscheinungs-Ort: W., Egidienstraße 105 und Kronenstr. 46.
Redaktion: W., Egidienstraße 105.
Beihalter: S. Goldheim in Berlin.
Für den Inlandverkehr verantwortlich: C. P. L. in Berlin.
Druck und Verlag der „Volks-Zeitung“, Aktien-Gesellschaft, Berlin W., Egidienstraße 105.

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Mit der Gratis-Beilage: Illustriertes Sonntagsblatt.

Berlin. 1891. — 39. Jahrgang.

Abonnementpreis für Berlin: Vierteljährlich incl. Postgebühren 4 Mark — 3/4 Monatlich 1 „ 33 „ — 1/2 „ 33 „ — 1/3 „ 33 „
Bei Selbstabholen aus der Provinz: Quart. 2.25 Mk., Monat 1.10 Mk., Woche 30 Pf.
Bei allen Postanstalten: in Preußen, ganz Deutschland und Österreich 3/4 Quartal 4.50 Mk., monatlich 3 Mark, dritte Monat 1.50 Mark.
Einzige Nummer 10 Pfennig.

Inserionsgebühren: Für die gewöhnliche Zeile 40 Pfennig.

Der heutigen Nummer 85 liegt das „Illustrierte Sonntagsblatt“ Nummer 15 bei.

Berliner Weltausstellung.

Schon in den frühesten Zeiten, wo die Arbeitsteilung die Grundlage des Wirtschaftslebens zu werden begann, beschränkten sich in der Regel die Gewerbetreibenden nicht darauf, nur die bei ihnen bestellten Waaren zu verfertigen, sondern sie pflegten zugleich auf Vorrat zu arbeiten. Um dem Käufer Kunde von der Existenz der Vorräte zu geben, stellten sie diese zur Schau an Türr und Fenster oder zeigten sie in Bild und Wort an der Mauer des Hauses an. So war es Brauch in der Frühzeit des Handelsverkehrs. Aber mit den genannten Hilfsmitteln meldete der Gewerbetreibende seine Erzeugnisse nur den Mitbewohnern des eigenen Wohnortes an. Wollte er auswärtig Käufer gewinnen, so mußte er mit seinen Waaren in die fremden Orte ziehen. Andererseits hatten die einzelnen Wirtschaften das Bedürfnis, die Verkäufer solcher Waaren, die bei ihnen überhaupt nicht oder nicht in gleicher Güte oder nicht in bestimmter Form hergestellt wurden, in ihr Weidbild zu locken. Es diente aber dem gegenseitigen Interesse, wenn man die Gelegenheit zum Kauf und Verkauf verarbeiteter Waaren nicht dem Zufall überließ, sondern dafür bestimmte Markttage auswählte. So entstanden die Wochenmärkte, später die Jahrmärkte und Messen. Mit dem regen Verkehr dehnte sich auch der Austausch der Waaren immer mehr aus. Nicht bloß die einzelnen Nachbarorte und die einzelnen Gauen und Länder, sondern ganze Erdteile und Zonen gelangten mit einander in Wechselverkehre. Schon die Messen des Mittelalters trugen deshalb den Charakter der Weltausstellungen. Diesen Charakter behielten sie bis in das erste Drittel unseres Jahrhunderts bei. Da riefen die Eisenbahnen im Verein mit der Presse eine gewaltige Umwälzung hervor. Der Fabrikant konnte seine Kunden ohne Schwierigkeit direkt aufsuchen oder, wohin er nicht persönlich konnte und wollte, durch die Presse von der Art und dem Preise seiner Waaren auf schnellstem Wege Nachricht geben. Das System der „Reisenden“ und der „Annonce“ ließ die Messen immer wertloser und unwirker erscheinen. Und so sank selbst die berühmte Leipziger zu einem Schatten ihrer früheren Bedeutung herab.

Aber das neue System des Warenangebots hatte doch sehr erhebliche und empfindliche Lücken. Die Annonce ist ein unvollkommenes Surrogat. Sie kann auch von einfachen Waaren nur Art und Preis ankündigen, dagegen von ihrer Farbe, Muster, Form keine deutliche Vorstellung geben. Ganz im Stich läßt sie bei irgendwie zusammengehörigen Erzeugnissen. Ebenso wenig reicht das System der Reisenden für die Bedürfnisse des Handelsverkehrs aus. Der Reisende kann schwere, umfangreiche, gebrechliche Gegenstände, wie Maschinen, Möbel, Glas- und Porzellanwaaren u. s. w., in seinen Musterkoffern nicht mit sich führen; und von den andern Fabrikaten, z. B. denen der Textilindustrie, durch die kleinen Proben, die er vorlegt, nur unzureichende Anschauung dem Käufer gewähren. Dazu kommt, daß der einzelne

Kaufmann weder von allen Fabrikanten noch von den hervorragendsten seiner Branche besucht wird. Seine Kenntniß bleibt daher eine sehr beschränkte. Noch ungünstiger ist das Publikum daran. Selbst in einer Großstadt, wie Berlin, wird es trotz der Fülle der Kaufläden und trotz der vielseitigen und geschickten Auslegung der Waaren recht unvollständig über die Fortschritte der Industrie unterrichtet. Zudem vergeht man nicht, daß in viele halbwillkürige Gegenden weder der Reisende noch die Annonce dringt.

Diese Mängel des Handelsverkehrs brachten zuerst die praktischen Engländer auf den Gedanken, in einer großartigen Messe, auf einer sogenannten Weltausstellung, alle Erzeugnisse der Erde mit einem Male zur Schau zu stellen. Der Einbruch und der Einfluß, den die londoner Weltausstellung vom Jahre 1851 ausübte, war die so gewaltig, daß sie zu einem Markstein in der Kulturgeschichte wurde. Man empfand hier zum ersten Male, daß auf diesem Wege nicht bloß der Fabrikant seine neuesten und besten Erzeugnisse der ganzen Welt in bequemer Weise vorlegen, sondern daß er selber aus dem Vergleich mit den Erzeugnissen der Konkurrenten anderer Nationen die mannigfaltigsten und tiefgehendsten Belehrungen ziehen könnte. Der Impuls, den die Industrie von der Ausstellung empfing, war beinahe noch größer, als der Aufschwung, den der Handel erfuhr. Im Jahre 1855 lud Frankreich die Völker zu der großen Speerchau über die Leistungen der Welt-Industrie ein.

Als den Engländern und Franzosen das Experiment wiederholt glückte, da tasteten sich auch andere Völker auf und ahnten ihr Beispiel nach. Die nunmehr ziemlich rasch aufeinander folgenden Ausstellungen, insbesondere die wiener vom Jahre 1873, wiesen nicht sämtlich glänzende Erfolge auf. Es trat eine gewisse Ermüdung des Publikums, eine gewisse Unlust der Aussteller ein. Nicht überall wurde viel Neues gesehen, nicht überall dem Handel sichtbare Vorteile zugeführt. In Folge dessen meinte eine vorläufige Kritik, Weltausstellungen hätten sich überlebt. Es wären große Sabarmärkte, bei denen kein einziger Industriezweig zu einer übersichtlichen und vollständigen Darstellung seiner Leistungen käme, und deshalb niemand einen rechten geistigen oder materiellen Gewinn davon trüge. Das Richtige seien Spezialausstellungen u. s. w.

In Deutschland ist solche Kritik immer am schnellsten bei der Hand und läßt die eben nicht große Initiative unseres Volkes. Trotzdem brachte das Ereignis der Berliner Gewerbeausstellung vom Jahre 1874 die Idee einer Weltausstellung wieder in Fluss. Zur größten Ueberzeugung erfuhr man an ihr von Neuem den Segen der Ausstellungen. Es ist kaum glaublich und doch eine Tatsache, daß der Berliner auf dieser Ausstellung erst seine eigene Kunstindustrie entdeckte. Etwas Ähnliches ereignete sich einige Jahre später in Breslau, wo auf der schlesischen Gewerbeausstellung die Schleifer sich erstaunt über die herrlichen Erzeugnisse ihrer Glasindustrie die Augen rieben. Beides vollständige Beweise, wie wenig mit den Mitteln der Vereiner, der Annonce und dem Auslegen der Waaren in Schaufenstern erreicht wird. Nach dem Erfolg der Berliner Ausstellung wurde der Plan einer Weltausstellung rüstig in Angriff genommen, aber die preussische

und Reichsregierung verhielten sich gegen ihn so ablehnend, daß man ihn notgedrungen wieder fallen lassen mußte. Man hatte wohl die Berliner Gewerbeausstellung ohne die Hilfe der Regierung durchführen können, für eine Weltausstellung reichten aber die Privatkräfte nicht aus. Die ablehnende Haltung der Regierung war nicht überraschend. Hatte sie doch selbst der Berliner Ausstellung eine solche Interesslosigkeit beigeigt, daß mehrere Minister sie gar nicht und der Reichstag erst im letzten Momente beauftragte.

Nun ist das Projekt einer Berliner Weltausstellung von Neuem auf die Tagesordnung gelangt. Der Verlauf der großen pariser Ausstellung von 1889 machte alle Reden von der Ueberlebtheit der Welt-Ausstellungen zu Schanden. Sie war ebenso schön, als lehrreich und nutzbringend. Letzteres natürlich zumeist für die Heimat der Ausstellung selber. Es ist unbestritten, daß die Franzosen aus den Besuchen und Verkäufen einen unmittelbaren Gewinn von mehreren hundert Millionen, und aus den Bestellungen und dauernden angeknüpften Handelsverbindungen einen solchen von mehreren Milliarden gezogen. Nun kann man freilich einwenden und ist schon eingewendet worden: Ja, der verführerischen Seinstadt ist der Erfolg garantiert, aber Berlin? — Wer wird nach Berlin kommen? Können die Deutschen so geschmackvoll ausstellen, haben sie so phantastische Baumeister und Gartenkünstler, ist, trinkt, amüsiert man sich in Berlin so gut, wie in Paris? Hat Berlin einen solchen Ausstellungszweck?

Das sind Bedenken echten, deutschen Kleinmuts. Ehe wir es probieren und wagen, lassen wir es lieber ganz. Wir sind unferreits nicht im Zweifel, daß es sich nicht einmal um ein Bagatelgeschäft handelt, sondern daß Deutschland und insbesondere Berlin mit vollem Vertrauen in das Gelingen an das Unternehmen herantraten können. Unsere Industrie und Kunst kann mit jeder anderen den Weltkampf, den Vergleich aufnehmen; sie ist nicht auf allen Gebieten gleich stark, wie die englische und französische, auf einzelnen aber ihnen wiederum überlegen. Unsere Baumeister und Gartenkünstler haben in den letzten Jahrzehnten, speziell in Berlin, so Schönes geschaffen, eine solche Fülle von Phantasie und Anmut über ihre Werke ausgeföhrt, daß man ohne Sorge ihnen die Herstellung würdiger Ausstellungsräume überlassen kann. Ebenso ist die Kunst der Dekoration, des Arrangements mächtig bei uns vorwärts gedrückt. Man blide in die Läden der Leipziger- und Friedrichstraße, man denke an die vorjährige Gartenbau-Ausstellung, man erinnere sich auch der in wenigen Tagen herzustellende und wahrhaft kunstreichen Ausgestaltung der Trauerhalle bei dem Begräbnis Kaiser Wilhelms I. — und man wird uns zustimmen.

Auch an geeigneten Plätzen ist kein Mangel. Der einzigen Jahren hätte man die trepener Wiesen in Anbacht genommen. Aber man darf vielleicht einen Platz ins Auge fassen, der alle andern an Vorzügen weit übertrifft. Wenn die Regierung die moabiter Alantatierne und den dabinterliegenden Gertzerpflanz eroffete, so hätten wir in Verbindung mit dem jetzigen Ausstellungsgelände und dem Königsgelände ein so schönes, großes, zweckmäßig und bequem gelegenes Terrain, wie es kaum Paris in seinem Marsfeld hat. Ob man in Berlin so gut ist und trinkt und sich

Mein Onkel Benjamin.

Claude Tillier, der im Leben nur auf den Namen eines Pamphletisten Anspruch erhebt, ist, wie bereits erwähnt, früh heimgegangen und sein mutiger Sinn bewährte sich noch auf dem Sterbelager. „Ich bin wie der Baum, den man abhaut und der noch Früchte trägt am alten Stamme inmitten der nachwachsenden jungen Erpflümlinge“, schreibt er von sich. „Schöner blauer Herbst! Dieses Jahr hast Du mich nicht auf Deinen Wegen gesehen, die mit welkenden Blumen besetzt sind; keine milde Sonne, keine wüßigen Lüfte haben mich durchs Fenster erquickt; aber wir scheiden uns! Mit dem letzten Blatt der Bappel, mit der letzten Blume der Wiese, mit dem letzten Riede der Wägel will ich sterben, ja, mit allem was hold ist, mit allem was schön ist im Namen des Jahres; der erste Frosthau möge mich abrufen. Glücklich, wer früh stirbt und nicht alten muß!“

Vor dem langen Verfall des Lebens ist der tapfere Mann mit dem warm empfindenden Herzen bewahrt geblieben und als die reife Frucht an dem früh gefällten Baume fiel uns „Mein Onkel Benjamin“ zu. Dies Buch genügt, um Claude Tillier in die erste Reihe französischer Dichter zu stellen. Sein Inhalt läßt sich mit wenigen Worten bezeichnen: Onkel Benjamin ist der Gesinnung nach das Musterbild eines Demokraten. Das was der Held der Geschichte erlebt, bedeutet wenig. Onkel Benjamin war Arzt, lebte aber in einer kleinen Stadt glücklich und sorglos, bis seine Günstiger und seine Schwester ihn drängten, um die Tochter eines reichen Charlatans zu werden. Auf dem Wege zum Traualtar fand er, daß ihm ein Geliebter zuvorgekommen, aber für den Verlust der Braut wurde er durch eine Erbschaft entschädigt. Onkel Benjamin's Beauftragter würde uns an sich nicht das geringste Interesse einflößen, wenn Claude Tillier es nicht verstanden hätte, im Rahmen der dürftigen Handlung das Charakterbild eines Mannes zu entrollen, dessen Kopf erfüllt ist von den Ideen der französischen Aufklärungsperiode, eines Mannes, der im Streit mit religiöser Verblendung, aristokratischem Uebermut und den Vorurteilen kleinbürgerlichen Philistertums den wüßlichsten Humor und alle Vorzüge eines freien Geistes ansitztrahlt. In seinem „Onkel Benjamin“ offenbart Claude Tillier der Welt die eigene menschliche Seele, das eigene Wehagen am Leben, die eigene Dispositionslust gegen Gemeinheit, Dünkel und Gewalttätigkeit, den eigenen Hang zum Grubeln, den eigenen Sinn für alles, was schön, edel und erhaben ist. Er streut Lebens-

weisheit mit vollen Händen aus und breitet um die Gestalt seines Onkel Benjamin den heitern Glanz edler französischer Humors. Zuweilen — besonders in dem Streit Benjamin's mit dem Marquis von Ramboyes — ergeht der Humorist Claude Tillier als ein Geistesverwandter seines engeren Landmannes Rabelais, an andern Stellen aber übertrifft uns so viel Gemütsreife, daß man ihn für einen deutschen Dichter halten könnte.

Der Streit Benjamin's mit dem „Gehler“ von Saint-Pierre du Mont bildet das ergötzlichste Kapitel des Buches. Der Marquis von Ramboyes war groß, breit, großhüftig und hatte die Stärke eines Riesen. Man hätte gesagt: eine alte Auktion aus Fleisch gemacht. Dabei war er von gewalttätigem Charakter, aufbrausend, empfindlich über alle Maßen, unfähig, irgend einen Widerspruch zu ertragen und von einem Hochmut, der bis zur Ueberheblichkeit ging. Natürlich hatte er einen Adelsparren und bildete sich ein, die Ramboyes'schen seien das Nachwerk der Schöpfung. Diesen kleinen Hyänen, welcher die ganze Umgebung in Schrecken setzte, ließ nun Onkel Benjamin an der Seite eines Kollegen in den Weg, als der Marquis mit großem Gefolge zur Jagd auszog. Onkel Benjamin, welcher sich eben über die Feigheit der großen Menge ausgelassen hatte, grüßte den Gewaltigen nicht. Diese Unterlassung und noch mehr die lecken Antworten Benjamin's erregten den Marquis so sehr, daß derselbe den respektvollen Bürgerlichen auf sein Schloss schleppen ließ und ihn dazu verurteilte, die Nachfolge des Marquis an einer Stelle zu küssen, welche dieser ihm beigeichnete. Von den Lakaien des Marquis mit dem Tode bedroht, sah sich Onkel Benjamin gezwungen, den brutalen Gewalt zu weichen und die vorgeschriebene Buße zu leisten. Wieder in Freiheit gesetzt, sann Onkel Benjamin auf Vergeltung und das Glück war ihm günstig. Nachdem er monatelang dem Marquis vergeblich aufgelaufen, richtete er in einem dem Schloss gegenüber liegenden Gasthaus den Weinbruch des Wirts so geschickt ein, daß ihm einige Bediente des Marquis mit Bewunderung zusahen. Bald darauf konnten diese Diener im Galopp den Schlossberg herab und rufen: Wo ist der Arzt, er soll sofort auf's Schloss kommen, der Herr Marquis hat eine Gräte verfrachtet.

Nun war Benjamin's Zeit gekommen und er zwang den Marquis, dem er ergründet wußte, daß die Gräte giftig sei und daß der Patient sterben müsse, wenn dieselbe nicht sofort entfernt werde, ihn an derselben Stelle vor Zeugen zu küssen, auf welche er, Benjamin, an des Marquis Körper keine Lippen gedrückt. Die junge Frau des Hyänen warf ein, daß es christlicher sei, zu verzeihen, als Rache zu nehmen.

„O, Madame,“ erwiderte Benjamin, indem er sich mit Anmut verbeugte, „ich bitte Sie, zu glauben, daß ich, wenn mir von Ihnen eine solche Beleidigung zugefügt worden wäre, keine Rachegedanken gegen Sie hegen würde.“

Und der Marquis, in dem Wahne, daß es ihm an sein kostbares Leben gehe, tat Buße und wurde von der Gräte befreit. Später glaubte er das Schweigen Benjamin's über den schmachtvollen Vorgang durch eine bedeutende Geldsumme erkaufen zu können, die er als Geschenk für die Operation übersandte. Onkel Benjamin aber schickte, trotzdem er sich gerade in dringender Not befand, das Geld zurück und antwortete seinen Fremden, die ihn einen Karren schalteten: „Das ist edler, rechtsmäßiger Erfolg; das ist Achtung nicht allein gegen mich selber, sondern auch gegen unsere arme unterdrückte Klasse. Soll ich diesen Krautkrüper jagen lassen, er habe mir eine Art Krinkeld geschickt, und ich habe es angenommen? Soll ich sie, deren Wappenschilder nur Bettelzeichen sind, in den Stand setzen, uns den Vorwurf der Bettelei heimzugeben, den wir ihnen so oft gemacht haben? uns zu sagen, daß auch wir Almosen empfangen, sobald man uns nur welche geben will? ... Nein ich bestelle dieses Geld nicht, und wenn ich es brauchte, um mein Leben damit loszukaufen. An uns Männern von Herz und Bildung ist es, dem Volke Ehre zu machen, in dessen Mitte wir geboren sind; von uns muß es lernen, daß man nicht von Adel zu sein braucht, um ein Mann zu sein.“

Hat diese Vernehmung, welche Claude Tillier dem vor Anbruch der großen Revolution lebenden Onkel Benjamin in den Mund legt, in unsern Tagen ihre Bedeutung verloren? Gewiß nicht. Noch immer hat es mit den Bettelzeichen derer, die sich einbilden, die Geistes der Nation zu sein, seine Richtigkeit. Gerade in unsern Tagen zeigt sich wieder das Bestreben der Aristokraten in aller Klarheit, dem Volk den schwersten Teil der Steuerlast aufzubuhlen und den eigenen Sädel zu füllen durch Privilegien, Prämien, Steuererlasse und Almosen in Form von Gnadengeldern. Mehr als je wird es zur Pflicht aller Männer von Herz und Bildung, dem Volke Ehre zu machen.

Onkel Benjamin geht lieber in den Schutzhalm, als daß er das Krinkeld des Krautkrüpers annimmt. Am Gefängnis aber läßt er sich vor seinen Fremden so über die Grenzen menschlicher Willensfreiheit aus: „Der Gefangene bringt ohne Zweifel an seinem Gitter tauzige Stunden mit Betrachtung des Weges zu, der in die Ebene führt und sich in den bläulichen Schatteln eines fernen Waldes verliert. Er möchte das arme Weib sein, welches ihre Ruch am Wege hindert, während